

9. Kapitel: Lacans Theorie des „moi“ und „je“

1. Einordnung der Theorie in die Tradition

Die Differenz einer durch Objektivation einschließlich Ich-Objektivation gekennzeichneten Dimension und einer ihr zugrundeliegenden, sie konstituierenden, von ihr aus aber nicht zugänglichen vorobjektiven beschäftigt auch den französischen Psychoanalytiker und Philosophen Jacques Lacan, wenngleich in anderem Kontext. Lacan gehört der sogenannten 68er Generation an, der *nouvelle philosophie*, die avantgardistisch die Postmoderne einleitete. Seine Werke allerdings reichen bis in die dreißiger Jahre zurück. Das Charakteristikum dieser neuen Philosophie besteht darin, daß sie auf der Basis von Nietzsche und Heidegger mit Vehemenz die Subjektivitätstheorie der Neuzeit und Moderne bekämpft, die seit Descartes und der von ihm begründeten rationalistischen Tradition das vernünftige, freie, autonome Ich ins Zentrum gerückt hat, das aufgrund unmittelbarer oder mittelbarer, intuitiver oder reflexiver Selbstzuwendung sich selbst erfaßt. An seine Stelle setzt sie das Freudsche Es – das Unbewußte – und erklärt es in Fortsetzung von Freuds These, daß das Ich nicht mehr Herr im eigenen Hause sei, zum Kern des Menschseins. Das selbstherrliche Ich der Tradition, das sich zum Mittelpunkt der Selbst- und Weltinterpretation ermächtigt hatte, wird demaskiert und auf den bloßen Status einer Objektivation zurückgeschraubt, die nicht mehr positiv als Erscheinung eines an sich Seienden mit Wahrheitsbezug, sondern wegen der Entfremdung nur noch negativ als Maske, und zwar als konstitutive, betrachtet wird, hinter der sich das wahre Subjekt verbirgt. Im anticartesischen Sinne, unter Verkehrung der cartesianischen Formel vom *cogito ergo sum*, heißt es daher bei Lacan: „Je pense où je ne suis pas, donc je suis où je ne pense pas“ („Ich denke da, wo ich nicht bin, also bin ich da, wo ich nicht denke“).¹ Da das

¹ J. Lacan: *Écrits*, Éditions du Seuil, Paris 1966, S. 517.

Denken ebenso wie das Bewußtsein überhaupt zur Sphäre der Objektivation gehört, kennzeichnet ihr Gebrauch den Ort, an dem die eigentliche, wahre Subjektivität nicht gegenwärtig ist, während da, wo sie gegenwärtig ist, gerade nicht gedacht wird und kein Bewußtsein herrscht. Die eigentliche, wahre Subjektivität wird indes fortgesetzt durch die Tradition des *exister*e im Sinne Sartres und der Existenzialisten oder auch des Seins im Sinne Heideggers.

Mit dieser Spannung zwischen einer durch Objektivation gekennzeichneten Sphäre und einer ihr zugrundeliegenden, sie konstituierenden, aber von ihr aus nicht zugänglichen vorobjektiven reiht sich Lacan prinzipiell in die Linie der von Husserl und Sartre aufgezeigten Problematik ein, so daß sich trotz aller Differenzen eine Entwicklung von Husserl über Sartre und die von ihnen beeinflusste Phänomenologie und Existenzphilosophie bis hin zu Lacan und der Postmoderne nachweisen läßt.

Speziell an Sartre knüpft Lacan mit seiner Terminologie von „moi“ und „je“ an, wobei er allerdings andere Akzente setzt als jener. Während Sartre in dem 1936 konzipierten Aufsatz *La Transcendance de l'ego* mit dieser Unterscheidung auf die Differenz von materialem und formalem Ich, von konkreter Inhaltsgesamtheit und formalem Beziehungszentrum im Sinne Kants hinweist, bezeichnet Lacan im *Stade du miroir* – ebenfalls von 1936, publiziert allerdings erst 1949 – damit die Differenz zwischen dem verobjektivierten und in den Verstrickungen der Objektivation befangenen Ich („moi“) und der wahren, eigentlichen Subjektivität („je“), dem „sujet vrai“, „sujet de l'inconscient“, „sujet de la parole“. Sachlich knüpft Lacans Unterscheidung eher an die These von Sartres Spätwerk *L'être et le néant* an, derzufolge das menschliche Subjekt in sich gespalten ist in ein objektiviertes Ich, das wie alle Objektivation Etwas, und zwar ein Bestimmtes, ist, und das nicht objektivierbare Subjekt, das sich in keine Bestimmung einfangen läßt und daher als nicht identifizierbar im eigentlichen Sinne ein Nichts ist und den Ort absoluter Freiheit bezeichnet.

Anknüpfungspunkte an Husserl und die phänomenologische Tradition bestehen ebenfalls, zwar nicht an den Husserl der zweiten Auflage der *Logischen Untersuchungen* und der *Cartesischen Meditationen*, der die Objekt- und Welterkenntnis auf die Konstitutionsleistungen der im Ich zentrierten Bewußtseinsakte reduziert, sondern auf den Husserl der ersten Auflage sowie der *Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins*, der in der Selbstkonstitution und Selbsterscheinung des Bewußtseinsflusses die Problematik umreißt,

die zwischen dem konstituierten, objektivierten, also fest-gestellten Bewußtseinsfluß, der nur den Namen „ich“ trägt, und dem konstituierenden irreversiblen Fluß besteht, der nicht objektivierbar und thematisierbar ist und bezüglich dessen Husserl unsicher ist, ob er ihn als Unbewußtes belassen oder durch ein Urbewußtsein fassen soll. Als Horizontbewußtsein, funktionierende Intentionalität oder „passive Synthesis“ im Unterschied zur aktiven taucht das Unbewußte auch in Husserls Spätphilosophie auf.

Selbst die These von der Phasenverschiebung in der Selbsterscheinung des Bewußtseinsflusses sowie die ihr zugrundeliegende retrospektive Objektivationsleistung in bezug auf den unbewußten Fluß aus der *Phänomenologie des inneren Zeitbewußtseins* kehrt bei Lacan wieder. Das Subjekt kann sich immer nur nachträglich, d. h. frühestens im nächstfolgenden Moment, nicht instantan im aktuellen Moment thematisieren und objektivieren, so daß es stets nachgewahrend ist und sich phasenverschoben zu objektivem Bewußtsein bringt. In Lacans Worten ausgedrückt, bedeutet das, daß das Subjekt, das sich zu verbalisieren trachtet, und zwar mittels einer Subsumption unter ein sprachliches Zeichen, ein „signifiant“, im Moment des Zugriffs der Sprache sich schon verdrängt hat und nicht mehr an der Stelle befindet. Die sprachliche Fassung kommt stets zu spät, so daß nicht das Selbst spricht, sondern die Sprache spricht – nicht *ich* spreche, sondern *es* spricht:²

„Ce qu'il y avait là de prêt à parler, – ceci aux deux sens que l'imparfait du français donne à *il y avait*, de le mettre dans l'instant d'avant: il était là et n'y est plus, mais aussi dans l'instant d'après: un peu plus il y était d'avoir pu y être, – ce qu'il y avait là, disparaît de n'être plus qu'un signifiant.“ („Was es hier an solchem *gab*, das zu sprechen sich anschickte – und dies in jener zwiefachen Bedeutung verstanden, die das französische Imperfekt dem *es gab* verleiht, es nämlich in den gerade vergangenen Augenblick im Sinne des ‚es war da und ist nicht mehr‘ zu versetzen und es zugleich in den gerade folgenden Augenblick im Sinne des ‚nur ein wenig weiter und es hätte da sein können‘ zu situieren, – was *es* hier *gab*, entschwindet und ist nur mehr ein Signans.“)³

Daß Lacan auch auf andere Autoren – Philosophen, Psychoanalytiker und Linguisten – als die bisher genannten rekurriert und von

² Vgl. a. a. O., S. 413: „ça parle“ und S. 688: „... ce n'est pas seulement l'homme qui parle, mais ... dans l'homme et par l'homme ça parle.“ („... es ist nicht allein der Mensch, der spricht, vielmehr ... spricht es im und durch den Menschen.“)

³ A. a. O., S. 840 (Übersetzung H. Lang, [S. 265] siehe Anm. 4).

ihnen vielfache Anregungen empfangen hat, die er freilich nicht immer zu einer konsistenten Theorie ausbaut, aber als Folie kritischer Auseinandersetzung benutzt, versteht sich. Gemeint sind insbesondere Lévi-Strauss mit seinem Strukturalismus sowie Saussure mit seiner Sprachtheorie. So tritt Lacans Subjektspaltung nicht nur im Rahmen der Wahrnehmungstheorie, sondern unter dem Einfluß Saussures auch im Horizont der Sprachtheorie auf. Die durch „je“ bezeichnete Sphäre der eigentlichen, wahren Subjektivität wird mittels der Sprache präzisiert, so daß damit die Problematik der Beziehung der Sprache zum Unbewußten, ja eigentlich die Problematik der Ambivalenz der Sprache als Bewußt-Unbewußtes ins Zentrum der Untersuchung rückt. Hermann Lang⁴ hält die Sprache, vor allem in ihrer Aufttrittsweise als „Rhetorik des Unbewußten“, sogar für das Signifikante an Lacans Theorie. Die Verschiebung der Problematik von der Wahrnehmungs- auf die Sprachebene, die auch terminologisch feststellbar ist an der Ersetzung der Begriffe „moi“ und „je“ durch Umschreibungen, markiert den Übergang von der Früh- zur Spätzeit.

Lacans Theorie ist, abgesehen von ihrer Entwicklung, schillernd und nicht selten widersprüchlich, was zum einen mit dem generellen Ansatz der Postmoderne zusammenhängt, der Vielheit, Heterogenität, Widersprüchlichkeit u. ä. an die Stelle des Einheits-, Konsistenz- und Kohärenzdenkens setzt, zum anderen speziell mit Lacans Überzeugung, daß die Wahrheit nicht in einer Adäquation an die Realität bestehe, sondern entsprechend Nietzsches These, daß es nicht Tatsachen, sondern nur Interpretationen gebe⁵, in einer Vielzahl heterogener Auslegungen und wechselnder Festlegungen, was auch für das Ich gilt.

Es soll und kann nicht darum gehen, Lacans Theorie in ihrem Facettenreichtum zu exponieren, was auch die Berücksichtigung ihrer Entwicklung vom Früh- zum Spätstadium verlangte, sondern es soll und kann nur darum gehen, einen Problem- und Argumentationsstrang herauszugreifen, der sich mit der bisher aufgezeigten Problematik der Schichtentheorie des Bewußtseins in Verbindung bringen läßt.

⁴ H. Lang: *Die Sprache und das Unbewußte*. Jacques Lacans Grundlegung der Psychoanalyse, Frankfurt a.M. 1986, 2. Aufl. 1993. Ein Kapitel in seinem Buch lautet „Die Rhetorik des Unbewußten“, S. 108ff.

⁵ Vgl. F. Nietzsche: *Sämtliche Werke*, kritische Studienausgabe in 15 Bde., hrsg. von G. Colli und M. Montinari, Berlin, New York 1967–1977, 2. Aufl. 1988, Bd. 12, S. 315 (*Der Wille zur Macht*).

Da die durch „moi“ und „je“ indizierte Differenz des Subjekts von Lacan unter zwei verschiedenen Perspektiven anvisiert wird, *erstens* unter der des Imaginären und *zweitens* unter der des Symbolischen, ist damit die Gliederung der Exposition vorgegeben. Unter der ersten Perspektive wird die Spaltung perzeptionstheoretisch angegangen, indem das Ich als Wahrgenommenes, Bild, Vorstellung, „image“ aufgefaßt und entsprechend seinem Scheincharakter als imaginär eingestuft wird, unter der zweiten sprachtheoretisch, indem das Ich durch Sprachzeichen, die stets Symbole sind, bestimmt wird. Es gilt also, das Verhältnis zwischen „moi“ und „je“ sowohl auf imaginär-illusionärer Ebene in seiner Eigenart und seinen Schwierigkeiten aufzuweisen wie auch auf symbolisch-illusionärer.

2. Das Spiegelstadium („stade du miroir“)

In der Entwicklung des Menschen, also genetisch, erfolgt die erste Objektivation des Subjekts zum „moi“, wie Lacan in seinem Vortrag *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion* von 1949 ausführt, im Säuglingsalter zwischen dem achten und sechzehnten Monat, wenn das Kleinkind, noch ganz im Zustand organischer Insuffizienz, motorischer Diffusität und Unkontrolliertheit, noch ganz auf die Hilfe von außen angewiesen, sich das erste Mal im Spiegel erkennt und dieses Ereignis einer Selbstidentifikation mit dem jubulatorischen Ausruf und der Mimik des Aha-Erlebnisses begleitet. Während sich der Schimpanse, der dem Menschen nächstverwandte Primat, beim Anblick seiner selbst im Spiegel interesselos und gelangweilt abwendet, ist der menschliche Säugling von seinem Bild im Spiegel entzückt und versucht, dieses Erlebnis ständig zu wiederholen.

„Die jubulatorische Aufnahme seines Spiegelbildes durch ein Wesen, das noch eingetaucht ist in motorische Ohnmacht und Abhängigkeit von Pflege, wie es der Säugling in diesem *infans*-Stadium ist, wird von nun an – wie uns scheint – in einer exemplarischen Situation die symbolische Matrix darstellen, an der das *Ich* (je) in einer ursprünglichen Form sich niederschlägt, bevor es sich objektiviert in der Dialektik der Identifikation mit dem andern und bevor ihm die Sprache im Allgemeinen die Funktion eines Subjektes wiedergibt.“⁶

⁶ J. Lacan: *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion*, wie sie uns in der psychoanalytischen Erfahrung erscheint, in: *Schriften I*, ausgewählt und hrsg. von N. Haas,

Lacan beschreibt das Spiegelerlebnis ambivalent, positiv und negativ zugleich, positiv insofern, als der erste objektivierende Entwurf des Subjekts im Spiegel vor dem Hintergrund einer „discorde primordiale“, einer ursprünglichen Fahrigkeit und Unkontrolliertheit der Motorik, erfolgt und das Spiegelbild eine einheitliche leibliche Gestalt zeigt, deren Teile geordnet und koordiniert sind und deren Einheit und Ganzheit⁷ die Turbulenzen der Bewegung unterzuordnen erlaubt, negativ insofern, als mit diesem Entwurf eines idealen Ich zugleich eine Entfremdung des eigentlichen, wahren Subjekts verbunden ist. Für Lacan stellt die Objektivation, in der die Lebendigkeit der Leibmotorik verfestigt wird, gleichsam zu einem „Panzer“⁸ erstarrt, radikaler als für Husserl und Sartre, nicht nur eine Selbsterscheinung des Subjekts mit Wahrheitsbezug dar, sondern eine Maskierung, hinter der sich das eigentliche Subjekt verbirgt. Das Ich-Objekt in seiner Einheit und Ganzheit wird so zu einer Illusion. Während sich das wahre Ich entzieht, drängt sich das objektivierte Ich vor und wird zum Ort der Entfremdung und des Mißverständnisses. Das „me connaître“ erweist sich als ein „méconnaître“⁹, da die kaschierende Projektion des „moi“, die das wahre „je“ verbirgt, dazu verleitet, das „moi“ für die Ursache und den Ursprung statt für den Effekt zu halten. Lacan versteht sich zu der These, daß das „moi“ wesenhaft Verkennung seiner selbst sei.

„Das *Spiegelstadium* ist ein Drama, dessen innere Spannung von der Unzulänglichkeit auf die Antizipation überspringt und für das an der lockenden Täuschung der räumlichen Identifikation festgehaltene Subjekt die Phantasmen ausheckt, die, ausgehend von einem zerstückelten Bild des Körpers, in einer Form enden, die wir in ihrer Ganzheit eine orthopädische nennen könnten, und in einem Panzer, der aufgenommen wird von einer wahnhaften Identität, deren starre Strukturen die ganze mentale Entwicklung des Subjekts bestimmen werden.“¹⁰

Daß es sich bei diesem ersten Objektentwurf um ein Bild des Ich im Spiegel, um eine visuelle Einheit, eine „image“, handelt, erklärt Lacan entwicklungsphysiologisch aus der Prävalenz der visuellen

übersetzt von R. Gasché, N. Haas, K. Laermann und P. Stehlin unter Mitwirkung von Ch. Creusot, Weinheim, Berlin 1986, 3. Aufl. 1991, S. 61–70, bes. S. 64.

⁷ J. Lacan, a. a. O., S. 64, spricht von der „totale[n] Form des Körpers“ oder S. 65 von der „Gestalt“.

⁸ Vgl. a. a. O., S. 67.

⁹ Vgl. H. Lang: *Die Sprache und das Unbewußte*, a. a. O., S. 246.

¹⁰ J. Lacan: *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion* ..., in: *Schriften I*, a. a. O., S. 67.

Funktion beim Kleinkind gegenüber der retardierten Entwicklung sensorisch-motorischer Fähigkeiten. Von hier legitimiert sich auch der Name dieses Stadiums als *imaginär*. Der damit verbundene illusionär-fiktive Charakter bleibt auch erhalten, wenn an die Stelle des Imaginären andere Repräsentanten, etwa sprachliche Symbole, treten.

Obgleich die Ich-Objektivierung bei Lacan genetisch eingeführt wird, ist sie weniger in diesem Sinne als vielmehr im ontologischen gemeint. Sie bezeichnet eine permanente, konstitutive Seinsmöglichkeit des Menschen.

Mit dem Entwurf des Ich („moi“) in *einem Anderen* außerhalb seiner, dem Spiegelbild, hat es nicht sein Bewenden, vielmehr bildet dieses die Basis für die Selbstidentifikation des Ich in *den Anderen*, d. h. den anderen Personen, die die gesellschaftliche Dimension bezeichnen. *Vor* jeder gesellschaftlichen Identifikation und ihr zugrundeliegend bildet das Spiegelstadium das Modell für die Selbsterfahrung des Ich in den Anderen und damit auch für die Erfahrung der Anderen als der Anderen.

In dieser Absicht rekurriert Lacan auf Hegels Exposition des Verhältnisses zweier Selbstbewußtseine, wie es in der *Phänomenologie des Geistes* skizziert wird:

„Es ist für das Selbstbewußtsein ein anderes Selbstbewußtsein; es ist *außer sich* gekommen. Dies hat die gedoppelte Bedeutung; *erstlich*, es hat sich selbst verloren, denn es findet sich als ein *anderes* Wesen; *zweitens*, es hat damit das Andere aufgehoben, denn es sieht auch nicht das Andere als Wesen, sondern *sich selbst* im *Andern*.“¹¹

Die Dialektik dieses Verhältnisses, die in der Gleichursprünglichkeit von Identitäts- und Differenzerfahrung besteht, indem das Ich im Anderen sich selbst erfährt und zugleich die Distanz zum Anderen *qua* Anderen wahrnimmt – und so auch umgekehrt –, führt in psychoanalytischem Kontext zu einem besonderen Genre der Intersubjektivität, das als Transitivity bekannt ist. Lacan konkretisiert dieses Phänomen am Verhalten von Kindern, die, indem sie ihre Rolle spielen, diese zugleich vertauschen.

„Das Kind, das schlägt, sagt, es sei geschlagen worden; jenes, das das andere stürzen sieht, weint. Und ebenso lebt es in Identifikation mit dem anderen die ganze Skala von Reaktionen des Sichbrüstens und Sichzurschaustellens

¹¹ G. W. F. Hegel: *Phänomenologie des Geistes*, hrsg. von J. Hoffmeister, 6. Aufl. Hamburg 1952, S. 141.

und macht dergestalt in seinem Gebaren eine strukturelle Ambivalenz evident: Knecht in Identifikation mit seinem despotischen Herrn, Schauspieler in Gleichsetzung mit dem Zuschauer, Identifikation des Verführten mit seinem Verführer.“¹²

Die Positionen von Verführer und Verführtem, Schauspieler und Zuschauer, Herr und Knecht sind beliebig austauschbar, indem das Kind sich in der Rolle des einen wie des anderen wähnt.

Da die narzißtischen Tendenzen des Selbst in dieser Identifikation darauf zielen, sich ganz im Anderen wiederzufinden und so das Andere in seiner Andersheit zu eliminieren – ein Verhalten, das Hegel im Herrschafts-Knechtschaftskapitel der *Phänomenologie des Geistes* am Kampf zweier Iche oder Selbstbewußtseine aufgewiesen hat, bei dem jedes nach dem Leben des anderen trachtet und es auszulöschen strebt –, würde die Realisation dieser Tendenzen nicht nur zur Vernichtung des Anderen, sondern auch zu der des eigenen Selbst führen, da mit der Negation des Anderen die des eigenen Selbst einhergeht. Der Narziß ist sich selbst sein größter Rivale. Um dieser Konsequenz des Spiegelstadiums zu entgehen, ist das Spiegel-Ich („*je spéculaire*“) ¹³ aufzuheben in einem allgemeinen, sozialen Ich („*je social*“) ¹⁴ und der durch es geschaffenen sozialen Ordnung, wie sie durch die Sprache, durch den „*ordre symbolique*“, konstituiert wird.

Die Schwierigkeiten dieser Ausführungen sind unübersehbar und erweisen sich bei genauerer Betrachtung als Inkonzinnitäten bzw. nicht voll durchdachte und nicht stringent entwickelte Theorieansätze. Zunächst fällt auf, daß die Selbstfindung des Kleinkindes im Anderen, im Spiegelbild, und die Selbsterkenntnis des Ich in den Anderen im sozialen Kontext etwas völlig Heterogenes sind: Im ersten Fall handelt es sich um eine Konstitutionsleistung, in der allererst ein objektives Ich aus einer präobjektiven, noch nicht konstituierten Schicht erzeugt wird, im zweiten Fall um eine Identifikationsleistung, die zwei oder mehrere bereits konstituierte Iche oder Selbstbewußtseine voraussetzt. Den Unterschied scheint Lacan selbst empfunden zu haben, wenn er konzediert, daß die zweite

¹² J. Lacan: *Écrits*, a. a. O., S. 113 (Übersetzung von H. Lang).

¹³ J. Lacan: *Das Spiegelstadium als Bildner der Ichfunktion*, in: *Schriften I*, a. a. O., S. 68.

¹⁴ A. a. O.

Theorie erst auf der Basis der ersten im Augenblick ihrer Vollendung¹⁵ möglich wird.

Hieraus ergeben sich gerade für das erste Theorem weitere Komplikationen. Wenn Lacan die Selbstfindung des Säuglings in der Leibimago am Leitfaden des Spiegelstadiums und unter Heranziehung der Spiegelterminologie beschreibt, die aus der Reflexionstheorie des Selbstbewußtseins stammen und, wie die wiederholten Darlegungen in diesem Buch gezeigt haben, ein bereits konstituiertes Ich oder Selbstbewußtsein einschließlich seines Wissens von der Subjekt-Objekt-Einheit und -Identität voraussetzen, um mit seinem Abbild im Spiegel überhaupt identifizierbar zu sein, dann stellt dies nicht nur eine inadäquate Terminologie dar, sondern auch eine sachliche Konfundierung von Reflexions- und Konstitutionstheorie. Denn im Säuglingsstadium ist noch kein konstituiertes Selbstbewußtsein vorhanden, das sich im Spiegel wiedererkennen könnte, vielmehr geht es darum, daß sich der Säugling erst auf ein einheitlich organisiertes Ich hin entwirft.

Auch die Redeweise von der Maskierung des Subjekts („je“) im Ich („moi“) und von der Entfremdung des Selbst erscheint unangemessen, da sich entfremden und verbergen nur kann, was bereits erschlossen und entborgen ist.

Überhaupt entbehrt die Darstellung der Ambivalenz des Sich-Entäußerns und Sich-Verbergens, des Selbstentzugs bei gleichzeitiger Objektkonstitution jeder Plausibilität, da sie nur von einem archimedischen Standpunkt aus erfolgen könnte, der beide Ebenen bereits objektiviert haben müßte, um sie miteinander vergleichen zu können. Ein solcher Standpunkt mag zwar für den Psychoanalytiker in bezug auf den Säugling gelten, nicht jedoch für das sich selbst konstituierende und objektivierende Subjekt, d.h. für die Letztbegründungsdimension, der auch der Analytiker angehört, weil hier die Konstitutionsleistung in einer *μετάβασις εἰς ἄλλο γένος* besteht.

Selbst wenn man davon ausgeht, daß Lacan zunächst gar nicht eine Identifikationstheorie im Sinne einer Wiedererkenntnis des Ich im Spiegelbild, sondern eine Konstitutionstheorie mit der Bildung eines Ich aus einem Nicht-Ich intendiert und dies durch Abgrenzung der einheitlich organisierten Leibimago von der diffusen, unorganisierten Leiblichkeit zum Ausdruck zu bringen sucht, ist die Substitution der vom Bewußtsein aus gänzlich unzugänglichen Sub-

¹⁵ Vgl. a. a. O.

jektdimension durch die Leiblichkeit illegitim. Darüber kann auch die Tatsache nicht hinwegtäuschen, daß die Körperlichkeit und Motorik in ihrer Unkontrolliertheit, Diffusität und Vieldeutigkeit eine gewisse Ähnlichkeit mit der Indifferenz und Offenheit der subjektiven Ursprungsdimension aufweisen. Insbesondere die Rede vom „zerstückelten Bild des Körpers“¹⁶ sowie der Vergleich dieser Dimension mit der Malerei des Hieronymus Bosch¹⁷, dessen exoskopische Darstellung isolierter, desintegrierter Glieder, geflügelter und bewaffneter Organe zwangsneurotische Visionen und Träume einfangen, lassen die ganze Inadäquanz der Deskription erkennen; denn auch losgelöste Glieder und ein zerstückelter Körper sind Objekte, die auf der präobjektiven Ebene noch nichts zu suchen haben. Die Konstitutionsebene ist vom objektivierenden Bewußtsein aus völlig unzugänglich und unbestimmt, und es bleibt abzuwarten, ob die Weiterentwicklung der Konstitutionstheorie zur symbolischen mittels der Sprachtheorie bei Lacan weiterträgt.

3. Das symbolische Verhältnis

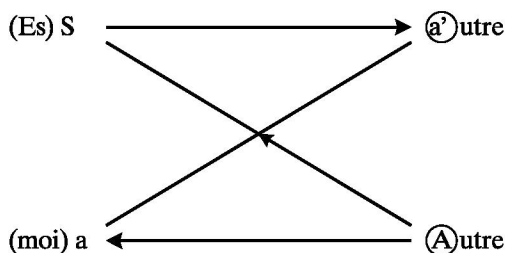
Das zweite Stadium von Lacans Beschreibung des Verhältnisses von Uneigentlichem und Eigentlichem, das auf der ersten Stufe durch „moi“ und „je“ ausgedrückt war und allgemein als Bewußtes und Unbewußtes charakterisiert werden konnte, ist durch Lacans Sprachtheorie gekennzeichnet und erweist sich so dem ersten, imaginären Verhältnis gegenüber als weiterbestimmt, als imaginär-symbolisches Verhältnis. Es bildet die Fortsetzung und Erweiterung auf sprachlicher Ebene. Die Sprache bezeichnet jene Dimension, die als das Allgemeine das individuelle, separate „je spéculaire“ übersteigt und dieses in einem „je social“ auffängt. Ihre Allgemeinheit erschöpft sich allerdings nicht darin, die Intersubjektivität und wechselseitige Anerkennung der Iche (Selbstbewußtseine) zu ermöglichen, welche sich im ersten Stadium aufgrund der narzißtischen Tendenzen aufzuheben drohten, sondern ihre Funktion zielt darauf, die Ebene des „moi“, der Objektivität, der Entfremdung und Uneigentlichkeit, die immer auch die Dimension der Rationalität, Grammatik und Logik und damit des verständigen, konsistenten und kohärenten Diskurses ist, hinter sich zu lassen. Sie erfüllt

¹⁶ A. a. O., S. 67.

¹⁷ Vgl. a. a. O.

damit zwei Aufgaben, zum einen die des Überstiegs über die Einzelheit und Besonderheit in Richtung auf die Allgemeinheit der Intersubjektivität und zum anderen die des Überstiegs über die sich auf der Ebene des objektivierten „moi“ abspielende Intersubjektivität in Richtung auf eine noch dahinter liegende Dimension. Lacan operiert hier mit einer aus der Gestaltpsychologie bekannten Denkfigur, nämlich der, daß das Ganze mehr als die Summe der Teile ist und durch diese nicht eingeholt werden kann. Die Sprache scheint sich damit als Indiz für die Sphäre der eigentlichen, wahren Subjektivität anzubieten, die vom Bewußtsein aus unzugänglich und unbewußt ist. Sie scheint qualifiziert zu sein, jenen Verstehenshorizont zu erschließen, der das objektivierende Denken und Bewußtsein übersteigt.

Zur Demonstration führt Lacan in *Écrits*¹⁸ ein Dialogschema zwischen zwei Partnern an, das die menschliche Kommunikation versinnbildlichen soll.



S = sujet a = moi a' = autre A = l'Autre

In diesem Schema bezeichnen S und A die eigentlichen Subjekte: S das Subjekt des Patienten und A den „grand Autre“, den Analytiker, a und a' jeweils das „moi“ des Patienten S und das „moi“ des Psychoanalytikers. Dem Dialog zwischen den eigentlichen Subjekten S und A ist der Dialog ihrer Objektivationen vor- und zwischen-geschaltet; denn indem ein Partner den anderen anspricht, spricht er zunächst dessen objektiviertes Ich an, und ebenso der andere.

¹⁸ J. Lacan: *Écrits*, a. a. O., S. 53 und 548. Vgl. L. Ferry und A. Renaut: *Antihumanistisches Denken*. Gegen die französischen Meisterphilosophen (Titel der französischen Originalausgabe: *Essai sur l'anti-humanisme contemporain*, Paris 1985), aus dem Französischen von U. Bokelmann, München, Wien 1987, S. 208 ff.

Zwar visiert jedes Subjekt das wahre, eigentliche andere Subjekt an, muß sich aber zunächst mit dessen Schatten begnügen, da das wahre Subjekt durch eine Sprachbarriere getrennt ist.¹⁹ Die bewußte Sprachbeziehung ist immer eine imaginäre und entfremdete zwischen *a* und *a'*, also zwischen Individuen, die nicht wissen, was sie sagen, und auch nicht wissen, daß sie es nicht wissen. So macht das Modell nicht nur deutlich, daß es immer des Umweges über die imaginäre Beziehung *a – a'* bedarf, um zur eigentlichen Beziehung *S – A* vorzudringen, welche die erstere transzendiert, sondern auch, daß mit Schwierigkeiten zu rechnen ist, wenn der behauptete Überstieg über das indirekte Gespräch zum direkten erwiesen werden soll. Wie kann die Sprachmauer mit ihrer Abwehr- und Widerstandsfunktion überwunden werden?

Die Sprache kann diese ihr von Lacan zugeschriebene Funktion des Transzensus nur erfüllen, wenn sie in einer Weise aufgefaßt wird, die zur gängigen Sprachauffassung quer liegt. Dazu muß Lacan gegen die klassische rationalistische Sprachtheorie angehen, wie sie von Leibniz über Husserl bis zu Pawlow vertreten worden ist und auch heute noch weitgehend herrscht. Ihr Spezifikum besteht in der Eins-zu-eins-Relation zwischen Wort und Sache. Das Sprachzeichen – sei es das phonetische oder graphische – indiziert hiernach in eindeutiger und exakter Weise die Sache. Sprache wird aufgefaßt als Explikation und Verlautbarung eines die Sache erfassenden Denkens, das Denken seinerseits gleichsam als leises Sprechen.

Anders bei Lacan. Bei ihm hat das Wort keine eindeutige Beziehung, sondern eine mehrdeutige. Unter Rekurs auf die platonische Einsicht aus dem *Kratylos*, daß die Bedeutung eines Wortes erst aus dem Kontext der Rede erhellt und sich mit dessen Sinn ändert, wobei die These zugrunde liegt, daß das Ganze früher ist als die Teile und diese bestimmt, nicht umgekehrt, betrachtet Lacan das Wort als „Bedeutungsknoten“ im symbolischen Sinne, nicht als Zeichen oder Signal im zeichen- oder signaltheoretischen Sinne. „Le mot n'est pas signe, mais nœud de signification.“ („Das Wort ist nicht Zeichen, sondern Bedeutungsknoten.“)²⁰ Es hat keinen abgegrenzten, wohldefinierten Sinn, sondern eröffnet eine Bedeutungsvielfalt, die mit dem jeweils sprachlich artikulierten Weltverständnis variiert.

¹⁹ Vgl. J. Lacan: *Das Seminar* (Titel der französischen Originalausgabe: *Le Séminaire*, Livre II, Paris 1978), Olten 1980, S. 310.

²⁰ J. Lacan: *Écrits*, a. a. O., S. 166.

Die Grundlage für diese Sprachtheorie bilden Erfahrungen des alltäglichen Sprachgebrauchs, die in der psychoanalytischen Praxis gesteigert zutage treten. Bekannt ist jedem Psychiater die Form der Negation, der Leugnung und Bestreitung von Sachverhalten. Gerade in diesen Abwehrmechanismen dokumentiert sich aber die Existenz der geleugneten und bestrittenen Sache. Freud hat die Art, wie Patienten in der psychoanalytischen Praxis ihre Beobachtungen vortragen, beispielsweise eine im Traum erschienene Person negierend mit den Worten identifizieren: „Die Mutter ist es *nicht*“²¹, mit dem Hinweis kommentiert, daß die Verneinung gerade die Weise sei, das Verdrängte zur Kenntnis zu nehmen. Ebenso ist von der Zensur, sei es der politischen oder psychoanalytischen, bekannt, daß das Ausgelassene, Unterdrückte, Verstellte, Verschobene gerade das Wichtigste ist. Die Lücken, Verstellungen und Umschweifungen markieren das Eigentliche und Interessante. Die Wahrheit steht zwischen den Zeilen und verschafft sich auch gegen den manifesten Text Gehör, straft also das Gedruckte oder Gesagte *quasi* Lügen.²²

Es sind die von Freud aufgezeigten Phänomene des Traumes, des Witzes und der Fehlleistungen wie des Vergessens von Namen, der Hysterie, der Angst, der Zwangsneurosen²³, die vorzüglich diesen Sachverhalt belegen. Sie erschließen einen Verstehenshorizont,

²¹ S. Freud: *Gesammelte Werke*, chronologisch geordnet, hrsg. von A. Freud u.a., 17 Bde., London 1940–1952, wiederholte Aufl. Frankfurt a.M. plus Registerbd. 18 und Nachtragsbd., Bd. 14, S. 11.

²² Bis in die Sprach- und Stilformen der antiken Rhetorik hinein, etwa die Tropen eines Quintilian, reichen die Verstellungen und Verdichtungen, die Auskunft über das Eigentliche geben. Vgl. J. Lacan: *Écrits*, a. a. O., S. 268: „Ellipse et pléonasmе, hyperbate ou syllepse, régression, répétition, apposition, tels sont les déplacements syntaxiques, métaphore, catachrèse, antonomase, allégorie, métonymie et synecdoque, les condensations sémantiques, où Freud nous apprend à lire les intentions ostentatoires ou démonstratives, dissimulatrices ou persuasives, rétorsives ou séductrices, dont le sujet module son discours onirique.“ („Ellipse und Pleonasmus, Hyperbaton und Syllepsis, Regression, Wiederholung, Apposition – solcher Art sind die syntaktischen Verschiebungen; in Metapher, Katachrese, Antonomasie, Allegorie, Metonymie und Synekdoche finden sich die semantischen Verdichtungen. Freud lehrte uns, darin ostentative und demonstrative Intentionen zu lesen, Intentionen, die verschleiern oder überreden wollen, Intentionen, die auf Vergeltung oder Verführung aus sind – Intentionen, deren sich das Subjekt zur Modulation seiner Traumsprache bedient.“ (Übersetzung von H. Lang)

²³ Vgl. S. Freud: *Die Traumdeutung*, in: *Gesammelte Werke*, a. a. O., Bd. 2/3; ders.: *Zur Psychopathologie des Alltagslebens* (Über Vergessen, Versprechen, Vergreifen, Aberglaube und Irrtum), a. a. O., Bd. 4; ders.: *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*, a. a. O., Bd. 6.

der sich mit der konsistenten und kohärenten Form der rational strukturierten grammatikalischen Sprache nicht deckt, also vom Denken und Bewußtsein aus nicht zu fassen ist und damit das Unbewußte darstellt.

Dies mag an einem Beispiel erläutert werden, an dem von Heinrich Heine in seinen *Reisebildern* dargestellten Lotteriekollekteur, der sich seiner guten Beziehungen zum reichen Baron Rothschild rühmt und sich schließlich zu den Worten ereifert: „Und so wahr mir Gott alles Gute geben soll, Herr Doktor, ich saß neben Salomon Rothschild und er behandelte mich ganz wie seinesgleichen, ganz *famillionär*.“²⁴ Was sich zunächst wie ein zufälliger *lapsus linguae* anhört, offenbart sich als das eigentlich Relevante, als Trauma des von den Herablassungen des Millionärs verletzten Lotteriekollekteurs. Hinter der Gestalt des letzteren steht der Dichter Heinrich Heine, hinter der des Baron Rothschild sein reicher Onkel Salomon Heine, dessen „famillionäre“ Herablassungen ihn stets mit Bitterkeit erfüllten. Indem die Metapher „famillionär“ den durch die Bewußtseinsintention hergestellten expliziten Sinn stört, verschafft sich das Spiel der Sprache des Unbewußten Gehör. Das Unbewußte ist für Lacan die Rede des Anderen²⁵, von dem her das Bewußtsein seine Botschaft in verschlüsselter, verstellter Form empfängt. So weist die Sprache für Lacan über die bewußte Dimension hinaus ins Unbewußte.

Das Problem der Relation „Sprache – Unbewußtes“, das hier von seiten der Sprache entfaltet wurde, läßt sich auch von seiten des Unbewußten, der eigentlichen Subjektsphäre, angehen.

Angesichts der Tatsache, daß für Lacan die Objektivation des „je“ zum „moi“ stets mit Entfremdung und Verstellung und insofern mit Maskierung verbunden ist, stellt sich die Frage, ob das eigentliche, wahre Subjekt überhaupt zugänglich sei, und wenn ja, auf welche Weise. Die beiden traditionellen Wege zur Selbsterfassung des Ich scheiden *a limine* aus, sowohl der unmittelbare durch ein immediates Bewußtsein – nenne man es Urbewußtsein wie Husserl, präreflexives *cogito* wie Sartre, Illumination oder anders – wie auch der mittelbare, reflexive über Denkformen, bestehe er in Selbstreflexion (*cogito*) oder Introspektion, in Selbstthematisierung, Selbst-

²⁴ S. Freud: *Der Witz und seine Beziehung zum Unbewußten*, a. a. O., Bd. 6, S. 14.

²⁵ J. Lacan: *Écrits*, a. a. O., S. 379: „l'inconscient, c'est le discours de l'Autre“ („das Unbewußte ist die Rede des Anderen“).

objektivierung oder wie immer. Der erste ist für Lacan eine romantische Illusion, der zweite führt bekanntlich zur Selbstentfremdung und Verbergung des eigentlichen Subjekts, dadurch daß er eine bestimmte, nämlich die objektive Seite zum Vorschein bringt, die subjektive jedoch verhüllt. Beide Modelle stimmen darin überein, daß sie die Einheit des Ich voraussetzen, das erste die unmittelbare, noch nicht in die Differenz von Subjekt und Objekt auseinandergetretene, das zweite die in sich gespaltene, aber dennoch zur Identität zusammengeschlossene. Gerade die letztere Möglichkeit bezweifelt Lacan, indem er die Differenz, die Spaltung des Ich, die Uneinheit in der Objektivierung akzentuiert. So bleibt für ihn nur eine dritte Möglichkeit, nämlich auf dem Boden des Strukturalismus mit seiner Annahme objektiver, subjektunabhängiger Struktursysteme die Sprache heranzuziehen, die nicht nur einen überindividuellen Charakter hat, sondern auch, wie das Phänomen der Negation zeigt, das hinter dem Denken liegende Verdrängte, Unbewußte erschließt.

In diesem Zusammenhang ist nach dem genauen Verhältnis von Sprache und Unbewußtem zu fragen. Ist ihre Beziehung so zu denken, daß die Sprache, und zwar nicht nur die logisch kohärente, grammatikalisch strukturierte Zeichensprache, wie sie im bewußten, objektivierten Ich („moi“) ihren Niederschlag findet, sondern die Symbolsprache, in der die Worte als Symbole und Bedeutungsknoten mit flächendeckendem Verweisungscharakter fungieren, mit dem Unbewußten zusammenfällt, so daß beide unterschiedslos eins sind, oder so, daß das Unbewußte Subjekt der Sprache ist? Im ersten Fall wäre das Unbewußte selbst sprachlich strukturiert. Es wäre der Gesamtkomplex von Sprachstrukturen, die Totalität von Bedeutungsintentionen, gleichsam das potentielle unendliche Symbolsystem, von dem im Bewußtsein und seiner objektiven Ich-Vorstellung stets nur ein Teil aktualisiert und expliziert wäre. Im zweiten Fall wäre das Unbewußte als Subjekt der Sprache von der Sprachstruktur noch verschieden, zwar nicht im Sinne des gängigen Substanz-Akzidens-Modells, das eine selbständige, für sich existenzfähige Substanz unterstellt, die unter anderen Eigenschaften auch die der sprachlichen Verlautbarung hätte, sondern im Sinne des französischen „sujet“-Begriffs, den Lacan anstelle des Subjektbegriffs präferiert. „Sujet“ betont mehr noch als „Subjekt“ (von lateinisch *subicere* = „unterwerfen“) das der Bestimmung Ausgesetzte, Unterstellte, das, was eine Gestaltung erfährt und dieser zugänglich ist. Im Titel einer Schrift spricht Lacan von *Subversion du*

*sujet et dialectique du désir dans l'inconscient freudien*²⁶, was nichts mit subversiven Kräften im gewöhnlichen Sinne zu tun hat, sondern mit der Unterwerfung unter Sprachstrukturen. „Sujet“ meint im Französischen auch den der Behandlung unterworfenen und ausgesetzten Patienten. Nach diesem Modell trüge das Unbewußte als Subjekt die Sprache und verkündete sich durch sie hindurch; die Sprache ihrerseits wäre Repräsentant des Unbewußten, das sich in ihr und durch sie offenbarte.

Zum besseren Verständnis legt sich der Vergleich mit Platons $\chi\omega\gamma\alpha$ -Konzeption aus dem *Timaios* nahe, die eine unsichtbare, form- und gestaltlose, aber allempfängliche Materie unterstellt, welche gleichwohl den Grund aller Bestimmung und Formung durch die Ideen abgibt, oder auch der Vergleich mit der gestaltpsychologischen Unterscheidung von Figur und Grund. Wie der Grund ein offenes, unbegrenztes und unbestimmtes Feld ist, das sich nur in einem unendlichen Prozeß der Gestaltwerdung epistemologisch erschließt, so stellt auch das Unbewußte den Ermöglichungsgrund des symbolisch strukturierten Ordnungssystems dar. Und wie sich zwischen je zwei Figuren, z. B. Striche auf einer Linie, stets weitere einfügen lassen, ohne daß das Intervall je erschöpft wird, so verhält es sich auch bei den Sprachstrukturen. In und mit jeder Fixierung durch die Striche tritt der Grund hervor, aber so, daß die Möglichkeit und Notwendigkeit weiterer Fixierung bestehen bleibt. Das Intervall bezeichnet die Leerstelle, die Abwesenheit, sei es von Strichen, sei es von Sprachsymbolen, ihr Noch-nicht-Gesetztsein. Wenn Lacan den Symbolen einen differentiellen Charakter zuspricht, so deshalb, weil er damit anzeigen will, daß sie Bestimmungen und somit Differenzierungen eines indifferenten Grundes sind. In jeder dieser Setzungen wird unbewußt der Grund mit präsent.

Auch der Vergleich mit der existenzialistischen Seinskonzeption Sartres legt sich nahe, die das *exister*e als ekstatisches Heraustreten des Seienden aus dem Nichts versteht, ebenso mit Heideggers seinsgeschichtlicher Konzeption, die das Da der menschlichen Existenz (des Daseins) als Lichtung des Seins, als Offenbarkeit desselben nimmt. Entbergung hat zur Kehrseite Verbergung, Lichtung ist nicht ohne gleichzeitige Verdeckung möglich. Und genau diesen Sachverhalt dokumentiert auch die Sprache, die in eins Entbergung und Verbergung ist, Bewußtsein auf dem Untergrund des Unbe-

²⁶ A. a. O., S. 793–827.

wußten. Sprache hat zwei Seiten, eine sichtbare und eine unsichtbare, die man als Vorder- und Rückseite bezeichnen kann.

Beide Interpretationsmodelle, sowohl das erste, das den Zusammenfall von Sprache und Unbewußtem akzentuiert, das Unbewußte als *Sprache* auffaßt, wie auch das zweite, das das Unbewußte als *Subjekt der Sprache* nimmt und eine Sprache des Unbewußten unterstellt, für deren Präferenz es bei Lacan keine eindeutigen Entscheidungsinstanzen gibt – einmal betont er die Identität von Sprache und Unbewußtem und hält es für seinen originalen Beitrag, das Unbewußte selbst als sprachlich strukturiert angesetzt zu haben²⁷, ein andermal weist er mit dem Gebrauch des „sujet“-Begriffs in die entgegengesetzte Richtung –, stimmen darin überein, daß sie von einer bewußten sprachlichen Bestimmung, wie sie sich im „moi“ manifestiert, auf dem Hintergrund eines unbewußten, unbestimmten Feldes ausgehen. Wenn es bei Lacan in der für seine Spätzeit typischen Formel heißt: „Un signifiant c’est ce qui représente le sujet pour un autre signifiant“ („Ein Signans ist gerade solches, das für und in bezug auf ein anderes Signans das Subjekt repräsentiert“)²⁸, so dokumentiert sich hierin der unendliche Prozeß der Bestimmung, der, indem er sich auf dem Boden des Bestimmungslosen – des Subjekts – vollzieht und eine Bestimmung nach der anderen setzt, eine an die andere als Subjekt verweist und dennoch kein letztes Subjekt anzugeben vermag. Der Verweis aufeinander ist gerade der Hinweis auf eine zugrundeliegende unfäßbare Subjektivität, die sich in keinem bestimmten Subjekt erschöpft. Mit anderen Worten, der Grund als Zugrundeliegendes jeder Bestimmung läuft dieser immer schon voraus und stellt ein unerschöpfliches Reservoir für Bestimmung dar. Sprache und Subjekt verhalten sich zueinander wie Geschlossenheit und Offenheit, Differenz und Indifferenz.

²⁷ Vgl. z. B. Anm. 25.

²⁸ A. a. O., S. 819, vgl. auch S. 835: „L’effet de langage, c’est la cause introduite dans le sujet. Par cet effet il n’est pas cause de lui-même, il porte en lui le ver de la cause qui le refend. Car sa cause, c’est le signifiant sans lequel il n’y aurait aucun sujet dans le réel. Mais ce sujet, c’est ce que le signifiant représente, et il ne saurait rien représenter que pour un autre signifiant ...“ („Die Wirkung der Sprache ist die ins Subjekt eingebrachte Ursache. Aufgrund dieser Wirkung ist es nicht Ursache seiner selbst; in ihm nagt vielmehr der Wurm einer Ursache, der es spaltet. Denn die Ursache des Subjekts ist das Signans, dessen es bedarf, damit überhaupt ein Subjekt im Realen Existenz gewinnt. Doch dieses Subjekt ist gerade ein solches, das mittels eines Signans repräsentiert wird, und dieses vermöchte nicht zu repräsentieren, es sei denn für und in bezug auf ein anderes Signans ...“) (Übersetzung von H. Lang)

Damit ist der Zerfall des Subjekts vorprogrammiert: Das Subjekt, das sich entweder in der Sprache manifestiert oder gar die Sprache selber ist, zerfällt in ein „sujet de l'énoncé“ und in ein „sujet de l'énonciation“, d.h. in ein Subjekt des Ausgesagten und in eines des Aussagens. Es ist in sich ambivalent, gespalten in ein Bewußtes und in ein Unbewußtes.

Damit taucht das Problem auf, wie die Rede von einem einzigen Subjekt gerettet werden könne. Löste die Selbstintuitions- und Selbstreflexionstheorie das Problem im Ausgang von der Einheit und Identität des selbstbezogenen Ich durch interne Diremption, so wird dieser Lösungsvorschlag unmöglich, wenn von einer Differenz ausgegangen wird, die unter diversen Namen „clivage“, „division“, „refente“ bei Lacan auftritt. Wie lassen sich ein objektiviertes geschlossenes Ich („moi“) und ein unendlich offenes, als Ermöglichungsgrund der Strukturen gedachtes Feld („je“) vereinen? Wie läßt sich überhaupt von einer Einheit sprechen, wenn der eine Teil „sujet barré“, versperrtes, durchgestrichenes, unfaßbares Subjekt ist?²⁹ Noch anders gefragt: Wie läßt sich überhaupt eine Einheit behaupten, wenn das Sprechen die eigentliche Sache „totschlägt“, sie zum Verschwinden bringt, um sich selbst zu präsentieren? An die Stelle des Einheitsdenkens tritt ganz im Sinne der Postmoderne das Differenzdenken.

Hieraus resultieren weitere Probleme. Wenn der Grund nicht nur umfangsmäßig weiter ist als das Bestimmte, sondern sich wesentlich einer Fixierung widersetzt, wird die fokussierende und präzisierende Redeweise von einem einzelnen Ich-Subjekt („je“) fragwürdig. Denn die Dimension der Subjektivität ist dann nicht mehr auf das einzelne personale Ich beschränkt, sondern bildet die Sphäre von Subjektivität überhaupt, die traditionell mit dem Absoluten oder Gott identifiziert wird. Auf ihrem Boden sind unendlich viele Einzelsubjekte möglich.

Eine andere Deutung, die die objektivierende Bestimmung betrifft, ist die, daß auf einem solchen Untergrund bzw. in einem solchen Horizont eine unendliche Mannigfaltigkeit von Bestimmungen möglich wird, die Lacans Theorie in die Nähe von Nietzsches These rückt: „Tatsachen gibt es nicht, nur Interpretationen.“³⁰ Das

²⁹ L. Ferry und A. Renault: *Antihumanistisches Denken*, a. a. O., S. 203, weisen auf das Wortspiel „il se barre“ = „es haut ab“ hin.

³⁰ Vgl. F. Nietzsche: *Sämtliche Werke*, a. a. O., Bd. 12, S. 315 (*Der Wille zur Macht*).

wesenhaft Unbestimmte läßt sich nur durch eine ständig fortschreitende Reihe von Interpretationen fassen, hinter der sich das eigentliche Subjekt, wie es auch und gerade den Psychoanalytiker interessiert, verbirgt.

Und noch ein Problem schließt sich an. Die Exposition der Sprache, sei es als Sein des Unbewußten, sei es als Manifestation und Repräsentation desselben, erfolgt im Horizont der Thematisierung und Objektivation. Sie ist immer schon bewußt, objektiviert. Wenn Lacan diese Ebene als „sujet de l'énonciation“ charakterisiert oder als Ensemble von Signantien³¹, so übersieht er, daß sie bereits thematisierter Gegenstand ist und somit der Ebene des „énoncé“ bzw. des „signifié“ angehört. Die Beschreibung der Sprache in ihrer Funktion als Deutung bzw. als Subjekt des Deutens geschieht bereits in der Perspektive des Gedeuteten bzw. des Ausgesagten.

Wenn im Horizont der Letztbegründung die Sprache bzw. das Subjekt der Sprache irgendwann auch über sich selbst sprechen muß und in der Funktion des Thematisierten wie des Thematisierenden auftritt, wird ein Selbstbezug mit all seinen Schwierigkeiten unausweichlich. Er begegnet dann entweder in der unmittelbaren Selbstintuition oder in der vermittelten Selbstreflexion oder, da der thematisierende Akt retrospektiv ist und sich erst im nächsten Schritt auf sich beziehen kann, in der Selbstreflexion mit zeitlicher Phasenverschiebung, die einen unendlichen Prozeß der Selbsteinholung initiiert, der immer auch ein Prozeß des Selbstentzugs ist. Damit tauchen ungewollt auch hier in dem ganz anderen, postmodernen Kontext jene bekannten Probleme der Selbstreferenz auf, die hinreichend erörtert wurden. Andernfalls müßte man auf den Versuch einer Selbsteinholung gänzlich verzichten und es beim Bezug eines Etwas auf ein völlig Anderes, d. h. bei einem totalen Zerfall der Person belassen – einer Differenz zwischen „moi“ und „je“, angesichts der nicht einmal ihre Beziehung aufeinander plausibel wäre.

³¹ Vgl. J. Lacan: *Écrits*, a. a. O., S. 818: „trésor du signifiant“.

